

Wiesbadener Zeitung

AMTLICHE TAGESZEITUNG DER NSDAP FÜR

DIE KREISE WIESBADEN UND UNTERTAUNUS

Verlag und Schriftleitung: Wiesbaden, Bahnhofstraße 33, Annahmestellen der Anzeigen:
Wiesbaden, Bahnhofstraße 33 Fernsprecher: Sammelnummer 59931, Post-
scheck-Konto Nr. 1870 Frankfurt am Main, Bank-Konto: Nationalbank, Wiesbaden

Bezugspreis: monatlich RM 2,- zuzügl. 35 Rpf. Trägerlohn, durch die Post RM 2,- (einschl.
20 Rpf. Postzusatzgebühr) zuzügl. 26 Rpf. Bestellgeld. Bestellungen beim Verlag, bei jedem
Postamt und den Annahmestellen. Erscheinungsweise: täglich (außer an Sonn- und Feiertagen).

Nummer 33

Donnerstag, den 8. Februar 1945

Preis 10 Rpf.

Ihr Ziel ist nur die Verewigung des Krieges

Reichspressechef Dr. Dietrich über die Dreierkonferenz — Plutokraten und Bolschewisten bringen das Chaos —
Mit Deutschland steht und fällt die Zukunft Europas

Berlin, 8. Februar. Vor einem Kreis von Pressevertretern in Berlin befaßte sich Reichspressechef Dr. Dietrich mit der zur Zeit tagenden Dreierkonferenz, wobei er insbesondere das Schlagwort von der Organisation des Weltfriedens einer eingehenden Betrachtung unterzog und die Tatsache beleuchtete, daß Plutokratie und Bolschewismus die Keimzellen ewiger Kriege sind.

„Am Schwarzen Meer“, so führte er aus, „wahrscheinlich auf einem Kriegsschiff, sitzen zur Zeit drei Männer zusammen, die wir als Hauptkriegsschuldigen und größten Kriegsverbrecher aller Zeiten kennen. Sie haben erklärt, daß sie auf dieser Konferenz die Ziele gesetzt hätten: Sie wollen erstens das deutsche Volk durch ein Agitationsmanöver zur Selbstauflösung bewegen und zweitens der leichtgläubigen Menschheit die Herbeiführung des ewigen Friedens versprechen. Das deutsche Volk zur Kapitulation und damit zur Selbstauflösung zu überreden ist ihnen in den vergangenen Jahren nicht gelungen und wird ihnen auch jetzt nicht gelingen. Das zweite Hauptziel dieser Konferenz wird die Frage auf, welche Legitimation gerade diese drei Männer besitzen, vom Frieden zu reden. Nur allzuoft hat die raube Wirklichkeit ihre Versprechungen schon entlarvt. Vor der Unbestechlichkeit der Tatsachen in den „befreiten Ländern“ sind ihre tönenen Worte von der Garantie der Staaten und Selbstbestimmung der Völker, von Friede und Wohlstand, von Freiheit und Völkerbeglückung vor den Augen der ganzen Welt zusammengebrochen.“

Schon immer dienten den Plutokraten und Bolschewisten moralische Schlagworte und billige Redensarten als gangbare Münze zur Täuschung der Massen. Es ist heute eine geschichtliche Tatsache, daß das Wort von der „Unteilbarkeit des Friedens“, das unsere Feinde ständig im Munde führten, nur dazu gedient hat, den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges herbeizuführen. Es war jene berüchtigte These, daß der kleinste lokale Konflikt notwendig die ganze Welt erfassen und in Brand setzen müsse. Alle Einsichtigen haben damals vor diesem gefährlichen verbrecherischen Schlagwort gewarnt, die Welt, die jetzt in Flammen steht, wird sich dessen erinnern. Die gleiche Warnung ist heute am Platze, weil wiederum hinter ihren Phrasen in Wirklichkeit die Triebkräfte des Krieges stehen.

Das Gesetz des Kapitalismus ist der Rhythmus der Kriege, des Konflikts und der sozialen Spannung, aus dem es am Ende keinen friedlichen Ausweg mehr gibt. Den Kapitalismus begleitet der Fluch eines vergangenen Zeitalters, er kann in der Zukunft nur noch das Chaos erzeugen. Die Zerrüttung der Weltwirtschaft, die wir nach Versailles erlebt haben und die den Zweiten Weltkrieg vorbereitete, würde ein Kinderspiel sein, verglichen mit dem wirtschaftlichen Inferno, das ein Sieg der kapitalistischen und imperialistischen Staaten heute heraufbeschwören würde.

Das innerste Wesen des Bolschewismus andererseits ist der Zug nach unten, Moskaus Sieg über Europa würde zwangsläufig eine unaufhörliche Kette blutiger Kriege nach sich ziehen, so lange, bis alle Völker der Erde dem Elend unterworfen und auf die niedrigste Stufe der Lebensform und das tiefste soziale Niveau der menschlichen Gesellschaft herabgedrückt wären.

Kapitalismus und Bolschewismus können nicht, die Träger des Friedens sein, weil sie die Brutstätten der Kriege sind. Mit Recht schrieb in diesen Tagen der stellvertretende Vorsitzende der britischen Labour Party: „Der wirtschaftliche Imperialismus der USA wird innerhalb einer Generation den Dritten Weltkrieg bedeuten“, und im englischen Unterhaus fiel in der Debatte über Griechenland das prophetische Wort: „Wir säen die Saat für zukünftige Kriege.“

Das wirkliche Ziel, für das die auf der Konferenz Versammelten kämpfen, ist also nicht — wie sie sagen — eine Welt des Friedens, sondern umgekehrt, die Verewigung des Krieges! Was sie der Menschheit bringen wollen, ist nicht die Palme dauerhaften Friedens, sondern die Geißel ewigen Krieges!

Von diesen sich aus den geschichtlichen und logischen Feststellungen zwangsläufig und unwiderlegbar ergebenden Tatbeständen werden Roosevelt, Churchill und Stalin mit Sicherheit nicht sprechen, wenn sie jetzt als die Heroen des ewigen Friedens vor die Öffentlichkeit treten. Diese furchtbaren Wahrheiten werden sie verborgen halten hinter ihren Reden, Communiqués und falschen Friedensbetuerungen, die sie verbreiten lassen. Wenn sie wirklich von Friedensabsichten erfüllt wären, dann müßten sie feierlich erklären, daß „Friede auf Erden“ nur möglich ist in einer Welt, in der die Vereinigten Staaten ihren kriegsprovokierenden weltwirtschaftlichen Imperialismus aufgeben und sich statt dessen der Beglückung ihres eigenen Volkes zuwenden, daß der Weltfriede nur möglich ist in einer Welt, in der England den von ihm unterjochten großen Völkern in Indien, Arabien und der übrigen Welt die Freiheit und Souveränität zurückgibt, daß niemals Friede auf Erden sein wird, solange innerhalb aller Völker eine fremde zersetzende Rasse

eigene verbrecherische Ziele verfolgt. Ein wahrer Friede ist nur denkbar, wenn die kapitalistische Ausbeutung ebenso unmöglich gemacht ist wie das bolschewistische Chaos und seine blutigen, alles zerstörenden Instinkte, er ist nur möglich in einer Welt, in der die plutokratischen Vorrechte und die wirtschaftlichen Privilegien beseitigt sind, in der die gleichen Bedingungen des Aufstieges für alle arbeitenden Menschen und Völker gelten.

Wenn es den drei Kriegsverbrechern Ernst wäre mit ihren Schwindelparolen, dann müßten sie vor aller Welt auch feststellen, daß äußere Verträge des Friedens gar nichts nützen und nur eine Täuschung sind, wenn die bolschewistische Taktik der terroristischen Aushöhlung der Staaten von innen heraus jederzeit ihren blutigen Marsch zur Weltoberung antreten kann, daß die Vernichter der europäischen Kultur nicht ihre Erreter sein können, und daß diejenigen, die mit dem Bolschewismus

paktieren, der Welt nicht den Frieden, sondern den blutigsten Terror bringen werden.

Solange die Welt solche Erklärungen aus dem Munde derjenigen nicht vernimmt, die von Propagandaphrasen überfließen, werden die Menschen um den Frieden betrogen sein!

Das Zeitalter des Friedens beginnt erst, wenn die Triebkräfte der bisherigen Kriege aus der Welt beseitigt sind. Nicht aus den schon so oft katastrophal gescheiterten bankrotten Friedensparolen der Vergangenheit, sondern aus den neuen fortschrittlichen Ideen unserer Zeit, die das Gegenüber der Nationen in die Bahn des FÜR- und Miteinanderlebens lenken, wird der kommende Friede unter den Völkern erstehen. Wie alles wahrhaft Große muß er unter schwersten Opfern errungen und mit äußerster Hingabe erkämpft werden. Mit dem Bollwerk des europäischen Kontinents steht und fällt der Friede der Welt.

Schwere Panzerverluste der Sowjets

Die Lage an der Ostfront — Immer wieder bewähren sich Volkssturmbataillone hervorragend — Harte Kämpfe im Raum von Pyritz bis zur Tucheler Heide

Berlin, 8. Februar. Die Lage an der Ostfront ergab im einzelnen folgendes Kampfbild:

An der Front in den Beskiden und in Oberschlesien war zwar im allgemeinen die Kampftätigkeit etwas geringer als an den Vortagen, doch griffen die Sowjets in einzelnen Abschnitten, so vor allem östlich von Saybusch, mehrmals hintereinander an. Abgesehen von einem geringfügigen Einbruch, der sofort wieder nach allen Seiten abgeriegelt wurde, blieb die Lage unverändert. Nördlich von Bielitz, wo die Sowjets in den letzten Tagen zahlreiche Durchbruchversuche unternommen hatten, kam es nur noch zu örtlich begrenzten Kämpfen.

Entlang der ganzen Ostfront zwischen Ratibor und dem Oderbruch wechselten eigene und feindliche Angriffe und Gegenangriffe im Bereich der verschiedenen Brückenköpfe. Zwischen Ratibor und Cosel versuchten die Sowjets ihren Brückenkopf auszuweiten, jedoch ohne Erfolg. Im Verlauf dieser Kämpfe wurde eine aus zehn Panzern und nachfolgender Infanterie bestehende feindliche Kampfgruppe bis auf geringe Reste vernichtet. Allein der Panzerfaust tötete neun der sowjetischen Kampfwagen zum Opfer. Am schwersten war das Ringen beiderseits von Brieg, wo der Feind neue, starke Kräfte nachgeführt hatte, mit denen er aus dem Brückenkopf auszubringen versuchte. In heftigen Infanterie- und Panzerkämpfen gelang es den Sowjets zwar südlich von Brieg weiter Boden zu gewinnen, doch zwang ein eigener Gegenangriff den Feind zum Abbrechen seines Angriffes. Die Besatzung von Brieg griff erfolgreich in die Kämpfe ein und fesselte starke feindliche Kräfte, die allein schoß zum Teil im Nahkampf unter Verwendung der Panzerfaust 22 sowjetische Panzer ab. Im Bereich der übrigen Oderbrückenköpfe kam es zu örtlich begrenzten Kampfhandlungen. Angriffsunternehmungen unserer Truppen bei Lüben und Neusalz wurden mit Erfolg durchgeführt. Bei Fürstenberg, an unserem Verteidigungsring von Frankfurt/Oder sowie bei Küstrin blieb die Lage trotz verstärkter feindlicher Angriffe unverändert. Vereinzelt Ueber-

setzversuche der Sowjets auf das linke Oderufer wurden vereitelt.

Mit starkem Aufgebot an Panzern und Infanterie wiederholte der Feind seine Anstrengungen, unsere in Südpommern errichtete Abwehrfront zu durchbrechen. In dem ganzen Raum von Pyritz bis zur Tucheler Heide kam es infolgedessen zu schweren, den ganzen Tag über anhaltenden Kämpfen. Der erfolglose Massenansturm, bei dessen Abwehr sich wiederholt Einheiten des Volksturnes auszeichneten, kosteten den Feind sehr hohe Verluste. Im Raum von Deutsch-Krone wurde eine überraschend vorgestoßene sowjetische Kampfgruppe von unseren Grenadiere eingeschlossen und aufgerieben. Unweit östlich davon war dem Feind ein Einbruch in unsere Verteidigungslinie gelungen. Einheiten des Volksturnes gingen daraufhin zum Gegenangriff über und warfen die Bolschewisten wieder zurück. Auch bei Pyritz griffen Volksturmleute unerschrocken in die Kämpfe ein und vernichteten mit der Panzerfaust mehrere feindliche Kampfwagen.

Gegen Elbing richteten die Sowjets noch stärkere Angriffe als am Vortage, doch scheiterten die meisten an hartnäckigen Widerstand unserer Besatzungen. Um die Beseitigung einzelner feindlicher Einbruchstellen wird noch gekämpft.

Unsere Divisionen in Ostpreußen standen weiterhin in schweren Kämpfen an den bisherigen Brennpunkten, vor allem beiderseits von Wormditt sowie im Raum von Heilsberg und östlich Kreuzburg, wo die Masse der feindlichen Angriffe nach anfänglichem Bodengewinn von unseren Gegenangriffen liegen blieben. Nördlich Heilsberg wurden eigene Angriffe gegen eine vortägige Einbruchsstelle des Feindes angestrebt, vor denen die Sowjets zurückweichen mußten. In Samland kam es gleichfalls zu schweren langanhaltenden Kämpfen. 14mal stürmten hier die Sowjets gegen unsere Stellungen an und erzielten an dieser oder jener Stelle Einbrüche. Aber jedesmal setzten eigene Gegenangriffe ein, die zu einer restlosen Beseitigung der Einbruchstellen führten.

Deutschlands jüngster General gefallen

Eichenlaubträger Harald v. Hirschfeld erlebte einen beispiellosen soldatischen Aufstieg

Führerhauptquartier, 8. Februar. General Harald von Hirschfeld, der mit 32 Jahren der jüngste General und Divisionskommandeur des deutschen Heeres war, ist bei den schweren Kämpfen an der Ostfront gefallen. Der junge General hat in diesem Krieg einen beispiellosen militärischen Aufstieg erlebt. 1937 zum Leutnant d. R. in einem Püssener Gebirgsjägerregiment befördert, im folgenden Jahr als aktiver Offizier in ein Mittelschweres Gebirgsjägerregiment versetzt, hat er das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes als Oberleutnant und Kompaniechef am 15. November 1941 erhalten, nachdem er Mitte September mit seiner verstärkten Kompanie 18 km tief in den Feind hineingestoßen war und sich hier 24 Stunden lang gegen konzentrische Angriffe von mindestens zwei sowjetischen Bataillonen behauptet hatte. Infolge dieser schneidigen Tat konnte die Abwehrfront der Bolschewisten durchbrochen und Vormarsch

und Verfolgung gegen die Krim fortgesetzt werden.

Als Hauptmann und Bataillonskommandeur hatte von Hirschfeld dann Mitte Mai 1942 maßgeblichen Anteil an der Kesselschlacht bei Charkow. Er stieß 10 km tief in die feindliche Artilleriestellung und vernichtete mehrere Batterien. In den folgenden Tagen brachen vor der Front seiner Bataillone verzweifelte Ausbruchversuche starker sowjetischer Kräfte aus dem Kessel zusammen. Wenige Monate später durchbrach der nördliche Tsapae an der Spitze seiner Gebirgsjäger in zweiwöchigen schweren Ringen 12 Stellungssysteme der Bolschewisten und stürmte mehr als 350 Bunker. Am 23. Dezember 1942 wurde er als 164. Soldat der deutschen Wehrmacht mit dem Eichenlaub ausgezeichnet.

General von Hirschfeld wurde am 10. Juli 1912 in Weimar als Sohn des Großkaufmanns Dr. Günther von Hirschfeld geboren.



PK Aufnahme: H-Kriegsbericht Wosila (Wb)

Kurz vor dem Gegenstoß

Nur noch Kolonie?

Von Walt May

Während der Schlachtendonner rollt, borch die Welt auf. Sie redet sich ein, auf den Tribünen einer Arena zu sitzen und dem Finis eines Sechsjahresringens als unbeteiligter Gast beizuwohnen, einem Kampf, bei dem es ihnen lediglich darum zu gehen scheint, ob Deutschland früher oder später niedergeworfen wird. So und nicht anders stellt sich die Geisteshaltung in der Mehrzahl der Staaten, die nicht direkt am Kampfe beteiligt sind, in deren Presse und Rundfunk dar.

Geht es aber tatsächlich nur um Deutschland allein und seinen — man ist versucht zu sagen — Zweikampf mit dem Block der Alliierten? Oder geht es um unendlich viel mehr und um ganz anderes? Sogar um Existenz und Zukunft der ahnungslosen Zuschauer selbst?

Auf der einen Seite sehen wir Deutschland, das als einziges Land die ganze gegenwärtige und sich abzeichnende Entwicklung überblickt und in ihrer wahren Bedeutung erfäßt und das darum steht, kämpft und blutet, ein geeintes, freies Europa als notwendige Ergänzung des riesigen Großmachtblocks entgegenzustellen, um dadurch Europa überhaupt zu retten und zu erhalten.

Auf der anderen Seite finden wir europäische Nationalstaaten, wie Frankreich, Belgien, Holland, die, verblendet und geblendet im Solde der fremden, europafeindlichen Großmächte, gegen den Fahnen-träger der europäischen Einheit und Stärke anrennen. Diese Staaten glauben allen Ernstes noch an die Möglichkeit des Fortbestandes eines in eigensinnige, aufeinander eifersüchtige, Kleinstaatens zerfallenen Europa neben diesen großen Mächten wie UdSSR oder den USA. Sie wollen nicht einsehen, daß Begründung und Behauptung unserer europäischen Zukunft einzig und allein von der Freiheit, Einigkeit und Zusammenarbeit der europäischen Kontinentalstaaten abhängt, politisch ebenso wie wirtschaftlich und kulturell.

Nur durch das praktische, unbedingte Bekenntnis zur europäischen Einheit und Einigkeit ist die Zukunft eines freien und ebenbürtigen Europa den Weltmachtblöcken gegenüber garantiert. Angesichts dieser unbestreitbaren Schlage bleibt den Staaten

Meine Herren! Kolberg kann und muß erhalten werden, es koste, was es wolle. Wir Bürger sind, alle für einen Mann entschlossen, und wenn alle unsere Häuser zu Schutthäufen würden, die Festung nicht übergeben zu lassen. Und hören es je meine Ohren, daß irgend jemand — er sei Bürger oder Militär — von Übergabe spräche; bei Mannes Wort! dem rennte ich gleich auf der Stelle diesen Degen durch den Leib!"

Nettelbeck an die Offiziere der Festung Kolberg

Kontinentaleuropas nur übrig, sich zu einer mächtigen und widerstandsfähigen, respektablen europäischen Gemeinschaft zusammenzufinden oder aber — als koloniale Kuriositäten am äußersten Rande dieses oder jenes riesigen und übermächtigen Macht-raumes dahinzuvegetieren, um endlich dem Stärksten von ihnen anheimzufallen.

Rezepte für eine solche „europäische Zukunft“ sind bereits in Mengen aufgesetzt. Man wird auch im gegebenen Augenblicke nicht an Verlockungen sparen, an Versprechen, ohne sich zu verpflichten. Wie vorteilhaft, so etwa wird man sagen, ist es für so einen kleinen europäischen Nationalstaat, sich durch ein Bündnis dem amerikanischen, dem britischen oder sowjetischen Machtblock anzuschließen! Im Schutze des großen, gütigen Opa kann dann das kleine, müde Völkchen im Lehnstuhl gemütlich sein. Leibblatt lesen. Aber — welcher dieser Zwerge könnte denn wirklich daran glauben, auf die Dauer den Riesen durch die Beine laufen und ihnen die Taschen leeren zu können? Und dann: wäre eine solche Zukunft auch nur eines einzigen der geschichtreichen europäischen Völker würdig? Ist das Dahinvegetieren am Rande eines fremden, mächtigen Großraumes, der einen nicht benötigt, denn lebenswert?

Was heute in der Arena Europas vor sich geht, hat in Wirklichkeit nur in einem schicksalsbestimmten Sinne mit Deutschland zu tun. In seiner Tiefe und Wahrheit, in seiner vehementen Wirklichkeit, ist es nichts anderes, nicht mehr, aber auch kein Jota weniger, als ein Kampf um Europa selbst, um dessen zukünftige Existenz, um das Leben seiner Völker und das Vermächtnis seiner Kulturen. Um ein Europa gleichberechtigt neben den großen Weltmächten einer klar und eindeutig sich abzeichnenden Zukunft.

Als unwürdig erwiesen

Tod und Strafen für Pflichtvergessene

Berlin, 8. Februar. Der Reichsführer SS Heinrich Himmler hat einige pflichtvergessene und ehrlose Beamte, die sich in diesen Tagen der Prüfung als unwürdig erwiesen haben, einem Standgericht zur Aburteilung übergeben. Dieses hat den früheren SS-Standartenführer Polizeipräsidenten von Bromberg, von Salisch, wegen Feilheit und Pflichtvergessenheit degradiert und zum Tode verurteilt. Das Urteil ist durch Erschießung vollstreckt worden.

Der frühere Regierungspräsident Kühn, Bromberg, und der frühere Bürgermeister Ernst, Bromberg, sind aus den gleichen Gründen ihrer Würden und Ämter entkleidet, degradiert und in ein Bewährungsbataillon eingereiht worden.

Der durch den Leiter der Parteikanzlei ausgeschlossene und degradierte Kreisleiter von Bromberg, Rampf, wurde ebenfalls in das Bewährungsbataillon eingereiht.

An unsere Bezieher!

Alle Verlags-, Anzeigen- und Vertriebsangelegenheiten der „W. Z.“ werden ab sofort in der Langgasse 21 bearbeitet. Die S...-itung befindet sich nach wie vor Bahnhofstraße 33.

Geheimvertrag mit Stalin?

Seit längerer Zeit behauptet sich mit seltener Hartnäckigkeit in England die Vermutung, daß Churchill mit Stalin einen Geheimvertrag abgeschlossen hat, dessen Inhalt er der Öffentlichkeit nicht preisgeben kann, weil sonst mit einem Schlag die abgedruckte Verräterrolle Englands an Europa bloßgestellt werden würde. Noch nicht einmal die nächsten Mitarbeiter scheinen in diese katastrophalen Zugeständnisse des englischen Premierministers an den bolschewistischen Imperialismus eingeweiht zu werden. Da die Affäre immer anrüchlicher wird, ist aus dem Unterhaus der Wunsch nach Aufklärung laut geworden. Seine Erörterung führte zu stürmischen Szenen.

Der Abgeordnete Acland behauptete, die kürzlichen Erklärungen Churchills und Edens über Griechenland seien unaufrichtig gewesen. Darauf erhob sich ein unerwarteter Sturm, doch erklärte Acland, er werde die Angelegenheit nochmals zur Sprache bringen, da er eine offizielle Stellungnahme wünsche. Zuvor hatte der Unterstaatssekretär im Foreign Office, George Hall, zu der Vermutung über ein Geheimabkommen Churchills gesprochen, nachdem der Labour-Abgeordnete Stokes darauf verwiesen hatte, daß der Außenminister Eden im Dezember 1943 nach der Rückkehr Churchills von einer Konferenz im Auslande dem Unterhaus versichert habe, man habe keinerlei Abkommen abgeschlossen, während der Premierminister jedoch meinte, er habe sich mit Stalin über eine Frage geeinigt, die einer gewalttätigen Berichtigung der Sowjetunion gleichkäme. Unterstaatssekretär Hall meinte, er müsse auf die Behauptung, Großbritannien habe ein Geheimabkommen abgeschlossen, erklären, daß — soweit er unterrichtet sei — die Äußerung des Premierministers immer noch gültig sei.

Das ist wenig „demokratisch“

Feststellungen einer neutralen Presse

Lissabon, 8. Februar. „Es ist uns bereits bekannt, daß die neutralen friedlichen Staaten auf der künftigen Friedenskonferenz nichts zu sagen haben sollen und bei der Neuordnung der Welt nicht mitzubestimmen haben“, schreibt die Zeitung „A Voiz“ zu den Plänen der Alliierten. Auch alle kleineren kriegführenden Staaten wie Belgien, Holland, Polen usw. würden nichts zu sagen haben. Wie der Friede und die künftige Welt aussehen sollten, darüber wollten einzig und allein Washington, London und Moskau bestimmen, denen die Meinung aller anderen Staaten gleichgültig sei. Man denke nur an die Konferenz von Teheran, wo über das Schicksal Polens beschlossen wurde, ohne daß die polnische Regierung geschweige das polnische Volk auch nur gefragt oder informiert worden wären. Die Großen wollten bestimmen, allen übrigen Völkern gelte es zu gehorchen. Das sei zwar wenig demokratisch, aber es sei leider Tatsache.



Zeichnung: Henrich

England tanzt, wenn Juda pfeift!

Der Bericht des OKW.

Aus dem Führerhauptquartier, 7. Februar. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Die Verteidiger von Budapest zerschlugen auch gestern wieder alle feindlichen Angriffe. An der Oderfront konnte der Gegner keine Brückenköpfe nördlich Ratibor, bei Brieg und Küstrin geringfügig erweitern. Im südlichen Pommern und in Westpreußen hielt der feindliche Druck nach Norden im Raum Pyritz—Arnschwade—Deutsch-Krone an. Nordwestlich Schweitz wurden feindliche Angriffe abgewehrt. Die Besatzungen von Graudenz und Elbing behaupten sich gegen starken feindlichen Ansturm.

In Ostpreußen wurden die an den bisherigen Schwerpunkten fortgesetzten Durchbruchversuche der Bolschewisten in harten Kämpfen vereitelt. Bei Landsberg warfen unsere Truppen die Sowjets trotz heftiger Gegenwehr zurück. Im Samland ließen die Angriffe des Feindes auf Grund seiner schweren Verluste nach. Es gelang dort unseren Grenadiere, im Gegenangriff eine Frontlinie zu schließen und bei diesen Kämpfen 48 sowjetische Panzer und 87 Geschütze zu vernichten. Unsere Seestreitkräfte unterstützten wirksam die schweren Kämpfe des Heeres im Samland und griffen am 6. Februar mit gutem Erfolg erstmalig auch in die Abwehrschlacht um Elbing ein. Marineflak schoß drei feindliche Flugzeuge, darunter zwei viermotorige Bomber, ab. Im Westen schlugen unsere Truppen die an der unteren Rur angreifenden Engländer zurück. Am Oberlauf des Flusses scheiterten amerikanische Angriffe bis auf einen geringfügigen Einbruch.

Beiderseits der Schnee-Eifel nahmen die Orts- und Dunkerkämpfe an Heftigkeit und Ausdehnung zu. Von der Sauer- und Moselfront wird starkes feindliches Artilleriefeuer gemeldet.

Angriffe der Amerikaner gegen den Saarbrückenkopf zwischen Forbach und Saargemünd sowie bei Bliesbruck scheiterten. Eingebrochener Feind wurde im Gegenstoß wieder geworfen.

Im oberen Elsaß gelang es, unsere Truppen in einen verkleinerten Brückenkopf zurückzuführen; dort wiesen sie zwischen Neu-Breisach und dem Rhein den nach Süden angreifenden Gegner ab. Ebenso wurden starke feindliche Angriffe auf Ensisheim im Gegenstoß zerschlagen.

In Mittelitalien wird auf den Höhen hinter dem Sergiotal nördlich von Galliano örtlich gekämpft. Im Raum von Mostar in der Herzegowina sind erneut Kämpfe mit den dort anstreichenden Bandenkräften im Gange.

Amerikanische Terrorverbände warfen Bomben auf Magdeburg und Orie des thüringisch-sächsischen Raumes, wo vor allem Schäden in den Wohnvierteln von Chemnitz entstanden.

Aus dem Führerhauptquartier, 7. Februar. Ergänzend zum Wehrmachtbericht wird gemeldet:

Faschistisch-republikanische Einheiten sowie Verbände des Heeres, der Waffen-SS und der Polizei unter Führung des höchsten SS- und Polizeiführers und Bevollmächtigten Generals der deutschen Wehrmacht in Italien, SS-Obergruppenführer und General der Waffen-SS Wolff, haben in mehrwöchigen hartnäckigen Gebirgskämpfen größere Gebiete Oberitaliens von starken Bandenkräften gesäubert. Die Banden verloren dabei mehrere tausend gezählte Tote. Über 80 000 Bandenkämpfer wurden zur Niederlegung der Waffen gezwungen.

Durch die Kampfhandlungen wurde das oberitalienische Gebiet im wesentlichen vom Bandenterror befreit.

Letten kämpfen in Kurland

Vom beispielhaften Einsatz lettischer Freiwilliger im Osten

PK. An der linken Flanke der Division brach der Gegner ein. In die kleinen Waldstücke rollen, gedeckt durch niedere Hügelketten, die sowjetischen Panzer und Sturmgeschütze, strömt die Masse mehrerer feindlicher Divisionen, und nun drücken sie auf den Flügel. Das II. Bataillon des Regiments Osis wird an die Gefahrentelle geworfen. Es hat den Auftrag, eine Riegelstellung zu bilden.

Es ist bitter kalt. Die feindlichen Spitzen sind vor dem Graben. Der Kampf des Bataillons Rukh hat begonnen. Die Männer im Graben ahnen seine Schwere, als sie den Befehl zum Gegenangriff bekommen. Schwarze Wolken ziehen sich vor die Sterne. Wo die Spitze der Letten steht, zischen mit flackernden Lichtern Leuchtkugeln in die Höhe. Um 21 Uhr 30 steigen sie über drei Dörfer. Das befohlene Ziel ist erreicht.

Die ganze Nacht hindurch rennen dann die Sowjets gegen den Riegel, die Nacht und den Morgen und den Vormittag hindurch. Die Grenadiere verteidigen den linken Flügel ihrer Division. Nun umgehen die Sowjets mit starken Kräften den linken Flügel der Riegelstellung. Stützpunktartig müssen sich die Männer verteidigen. Irgendwo dort, mitten unter den Feinden, hält noch Unterscharführer Melnacs mit den fünf Mann seiner Gruppe einen Grabenabschnitt. Stunde um Stunde berannt ihn der Feind.

Die zweite Nacht. Ungeklärt ist die Lage. Die Letten schlagen sich, wo immer der Feind auftaucht. Die Lücke in der Hauptkampflinie muß geschlossen werden! Unterscharführer Mira schlägt sich mit seiner Gruppe mitten durch den Feind. Unterscharführer Melnacs sitzt mit fünf Männern — nach zwölf Stunden — immer noch in seinem Grabenstück. Er ist jetzt weit im Vorfeld, da kommen die Sowjets mit Panzern. Melnacs hat keine Panzerfauste bei sich. Er muß also zurück. Mit drei

Stützpunkthunger der USA.

Sie wollen schon die Beute verteilen

Genf, 8. Februar. Der Marineauschuß des Abgeordnetenhauses in Washington ernannte ein Unterkomitee von sieben Mitgliedern, um die Frage des dauernden USA-Besitzes der japanischen Mandatsinseln im Stillen Ozean zu prüfen. Geprüft soll vor allem werden, welche Besitzungen als äußere Stützpunkte der USA-Verteidigung dauernd eingegliedert werden sollen. Dieser Schritt wird vom „Philadelphia Inquirer“ warm begrüßt. Die Zeitung stellt fest, daß „nur die USA, und kein anderes Land“ diese Inseln kontrollieren müsse, damit die Sicherheit von Wake, Guam und den Philippinen gewährleistet sei.

Männern schlägt er sich durch, die anderen beiden bringt er verwundet zurück.

Am nächsten Tage, als die Letten durch ein deutsches Bataillon verstärkt worden sind, kann der Wald endlich vom Feind gesäubert werden. Unterscharführer Lelis ist wieder da, der mit einem immer mehr zusammengeschmolzenen Häuflein Männer eine besonders exponierte Stellung gehalten hatte, bis er am Ende — selbst dreimal verwundet — mit einem Funker übrigblieb. Anderthalb Kilometer schleppten sie sich durch feindbesetztes Gebiet. Die dritte Nacht ohne Schlaf. Die Gesichter der Männer sind grau geworden. Die Augen liegen tief in den Höhlen. Der Feind berührt weiter ihren Graben. Noch müssen sie halten — die Nacht hindurch! Buchstäblich zu Hügeln gestürzt liegen die Leichen der Feinde in und vor ihren Stellungen. Mehrere ausgebrannte Panzer stehen vor den Gräben. Um neun Uhr früh werden sie abgelöst. Sie marschieren zurück.

ff-Kriegsbericht J. v. Golitschek

Eine Höhe wechselte den Besitzer

Das letzte Wort sprachen rhein-mainische Pioniere

(PK) Der Wind geht leise durch die zerplätteten Baumreihen, feiner Schneestaub liegt auf den harten Ackerschollen, der Höhe, und über alles breitet der Mond sein von schnell dahinegelenden Wolken gedämpftes Licht. Weit wandert der Blick, über den in Eisfesseln gelegten See und auf zusammen-geschossene Gebötte, Hüften und Scheunen, aus denen schattiglich verholtes Gebälk emporragt. Rote und weiße Leuchtkugeln geistern vor jene Höhe, die als Bogen weit vor die Front springt und zum neunten Male den Besitzer wechselte. Was hier die rhein-mainischen Pioniere leisteten, übersteigt alle Grenzen menschlichen Vorstellungsvermögens an Tapferkeit und seelischer Kraft.

Unter der umsichtigen und trotzdem draufgängerischen Führung des Bataillonskommandeurs, Majors Joachim Wilkening, war es immer wieder gelungen, den zahlenmäßig überlegenen Gegner im Gegenstoß aus den Höhenstellungen hinauszuerwerfen. Was das Auge nun hier oben im Silberlicht des Mondes erblickt, sind Hunderte und aber Hunderte von steilgefrorenen Bolschewisten, die teilweise in fünf- und sechsfachen Schichten übereinander liegen, sind Ruinen und Mauerreste, unzählige Ausrüstungsgegenstände und Waffen, sind ausgebrannte Panzer und zerbrochener Stahl auf einem zerpfügten Gelände, von dem kein Quadratmeter verschont blieb. Da war Hauptmann Wirges aus Eitorf an der Sieg, Kompanieführer in diesem Pionierbataillon. Mühsam

schritt der Angriff voran. Eine laute Stimme war plötzlich da; den Schlachtenlärm übertöndend, drang sie von den Lippen des Hauptmannes in die Ohren, in die Herzen seiner Pioniere und entzündete den Funken, der die tapferen Söhne unserer rhein-mainischen Heimat in ungestümmen Schwung vorwärts riß und sie nach kurzer Zeit auf der wiedergewonnenen Höhe sah. Da war der 20jährige Leutnant Wylutski, von dem der Bataillonskommandeur nach dem Angriff sagte: „Ich habe selten so einen tapferen schnellig kämpfenden Offizier gesehen!“ Da war Wachtmeister Roschold, Führer des dem Bataillon unterstellten Reiterzuges. In einem zügigen Gegenstoß stürmte er seinen Männern weit voraus, setzte Widerstandstrost und Widerstandstrost des zäh sich wehrenden Gegners außer Gefecht, stieß mitten in den weichen Feind und schmetterte, was nicht unter den Feuergraben seiner Maschinenpistole fiel, mit der Handgranate nieder.

Weder die Massen feindlicher Infanterie noch die Wucht materieller Überlegenheit vermochten den Kampfeifer unserer rhein-mainischen Soldaten zu brechen. Sie liegen nun wieder auf der Höhe! Kriegsbericht W. H. Gadhof.

Verlagsleiter: L. Altstadt, Hauptschriftleiter: Fr. Günther (Frank), stellv. Hauptschriftleiter und Chef vom Dienst: K. Kreuter, alle Wiesbaden. — Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 1. — Verlag u. Druck: Wiesbadener Zeitung Schneider u. Co., KG. — RPK 1 172 —

Kamerad Mutter

Roman von

Christel Broehl-Dehaes

Unaberr-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meißner, Werdau/Sa.

(6. Fortsetzung)

„Hörmel, bist du ein gehässiges Wesen.“ Georg schimpfte, aber es war ihm nicht wohl dabei. Konnte Camilla nicht am Ende doch recht haben? Vater ging häufig fort. Nie sagte er, wohin er ging. Aber Georg wehrte sich. Vater würde doch nicht wieder heiraten wollen? Die Mutter? Er sah sie plötzlich greifbar deutlich in ihrem Sessel ruhen, bleich und schwach, doch bis zum Ende voll Liebe und Güte für ihre Kinder. Eine andere Mutter? Man würde es sich nicht gefallen lassen. Nein, nein! Günther Pastings Vater hatte in seinem Alter eine ganz junge Frau geheiratet, die sich aufpuzte wie eine Kabarettistin, und von der nicht allzuweit gesprochen wurde. Günther war selbst still und schau, ein schlechter Schüler und unvernünftiger Kamerad. Sie hätten sich oft die Köpfe darüber zerbrochen, die Jungen, wenn sie zusammenhockten, wie es wohl käme, daß ein bis dahin gesund und klug denkender Mann im reifen Alter sich an eine viel zu junge Frau verliere. Ja, verliere — Was war da zu verlieren? Darüber zerbrachen sie sich die Köpfe, die guten Kinder. Nicht ausdenken, daß Vater sich auch so verlor —

Neben Georg redete Camilla. Sie hatte in einem fort geredet, und er nahm es nicht wahr, so sehr war er in seine eigenen Gedanken versunken.

„Ich werde Vater also einfach fragen“, sagte sie jetzt.

Georg schrak auf. „Das kannst du natürlich nicht.“ „Wieso nicht? Wir sollen dumm und brav hier sitzen und abwarten, was eines Tages um uns herum geschieht? Nee, dann werde ich mir schon anders zu helfen wissen.“ Camilla warf die Lippen auf, sprang plötzlich von ihrem Sitz empor und verließ das Zimmer. Georg blieb mit dumpfen Sinnen zurück.

Am nächsten Freitag huschte Camilla zu Möller in die Garage. Ob er nicht zur Klinik fahre? Möller

machte ein erstauntes Gesicht. Nein, der Herr Professor brauche dienstags und freitags niemals den Wagen. Camilla sagte „ach“ und ging wieder davon; der Fahrer sah ihr kopschüttelnd nach. Abends stand Camilla im Schutze eines Baumes vor dem Haupttor der Klinik und wartete auf ihren Vater. Sie mußte lange dastehen, sie wußte es auch im voraus, denn es war äußerst unbestimmt, wann Tiebrück seine Wirkungsstätte verließ. Heute wurde es nur neun Uhr. Das große Portal tat sich auf, aber Tiebrück trat nicht allein nach draußen. Er ließ eine Dame den Vortritt. Das Gesicht dieser Dame konnte Camilla auf die große Entfernung hin nicht erkennen, doch sie sah, daß sie eine gute, große und schlanke Gestalt besaß und nicht mehr ganz jung war. Camilla stand wie gelähmt und wagte es nun nicht, auf den Vater zuzugehen und ihn zu begrüßen, wie sie es sich vorgenommen hatte.

Konnte sie denn auch annehmen, daß er mit einer Dame das Haus verlassen würde... Nun tat sie in ihrer Ratlosigkeit, in instinktiver Eingebung etwas Unrechtes und Unsicheres: sie folgte ihrem Vater und der Dame in einem Abstand von etwa hundert Meter. Den brennenden Blick auf das Paar vor sich gerichtet, nahm sie die Schönheit des Abends und den Reiz der stillen Straße mit ihren blühenden Rotdornbäumen nicht wahr. Doch so sehr sie beobachtete und nichts außer acht ließ — die beiden Menschen vor ihr schritten ruhig und ohne eine Spur erkennbarer Vertraulichkeit nebeneinander her. Nachdem sie 20 Minuten gegangen waren, rief Tiebrück eine Autodroschke an, die ihnen leer entgegenkam, und fuhr mit der Dame davon. Camilla stand mitten auf der Straße, heftig zitternd und wie beraubt. Alles in ihr war in Aufruhr. So rannte sie nach Hause. Georg war daheim. Sie lief auf sein Zimmer. Die blaue Baskenmütze saß schief auf ihrem zerzausten Blondhaar, das sonst so blass, bleichdünne Gesichtchen glühte. „Ich habe Vater gesehen“, keuchte sie, „mit einer Dame. Sie fuhren im Taxi davon.“

Georg wollte Haltung bewahren, aber auch sein Gesicht veränderte sich. Es wurde totbleich. Sie hockten plötzlich zusammen, die Kinder, Bruder und Schwester, die sich meistens zankten, nun eins in ihrem Blute, eins im Zorn, ließ und Abwehr. Sie

lehnten sich auf gegen das Drohende, noch Kom-mende, vorläufig nur Erahnte.

„Wir müssen mit Vater sprechen“, sagte jetzt Georg, der es früher abgelehnt hatte.

„Er wird uns ja doch nicht die Wahrheit sagen“, stieß Camilla haßvoll heraus.

Da dachte Georg an die Nacht, in der er heimlich draußen gewesen war, und in welcher der Vater mit ihm gesprochen hatte wie ein Kamerad. Nein, Vater würde ihm Antwort geben und sich der Not seiner Kinder nicht verschließen.

„Denk mal“, malte Camilla aus, tränenüberströmten Antlitz, „wenn Alf eine Stiefmutter bekäme — Er ist so wild und vorlaut, und sie würde ihn vielleicht den ganzen Tag klapsen, wenn er nicht brav ist. Du, das sähe ich nicht mit an. Alf ist Mutters Kind.“

„Wir sind auch Mutters Kinder!“ Georg warf die Lippen auf. In seinem Innern schmerzte etwas unsinnig. Er fühlte seine Mutter entweiht und entehrt durch das Vergessen des Vaters.

„Du, dann geh ich ins Wasser!“ trumpfte Camilla auf, und das Herz wollte ihr brechen. „Ich laß mir keine Stiefmutter aufzwingen. Vater soll sich schämen, uns so etwas anzutun.“

Nun warf sich Georg wider die Schwester auf. „Ich lasse Vater nicht schämen, trotz allem. Er ist ein feiner Kerl, unser Vater. Wer weiß, wie der dazu kam. Du hast doch mal selber gesagt, er wäre eine gute Partie für ein unbemitteltes Mädchen.“

„Ja, Versorgung! Dafür ist unser Vater zu schade. Vielleicht liebt sie ihn nicht und umgarnet ihn nur, damit er sie heiratet, und dann kann sie tun, was sie will. Du hast doch erzählt, daß Herr Pasting sich gar nicht mehr um Günther kümmert vor lauter Verliebtheit in seine schöne blonde Frau.“

Nun schwiegen sie und brüteten gemeinsam an ihren dumpfen Gedanken und auflehnenden Plänen. Alf lief ins Zimmer. Camilla haschte ihn und drückte ihn an sich, daß ihm unbehaglich wurde.

„Drück“ mich doch nicht so, Milla. Das kann ich nicht gut haben. Hilf mir lieber an den Schularbeiten!“ muckte der Siebenjährige. Und Camilla, die ihn sonst unwirksam weggeschickte, ließ sich heute sogar herbei, diesem Vorlesenen nachzuhelfen. „Armer Bub“, sagte sie dabei und küßte ihn auf die Stirn.

wilden Haarschopf. Und Alf wehrte sich und knurrte: „Wieso? Mir geht es doch gut!“

„Das verstehst du nicht“, sagte Milla mit dieser Überlegenheit, die Alf nicht ausstehen konnte. Jedenfalls machte ihm Milla die Schularbeiten. Und das war ganz gewiß etwas wert.

„Ob wir mit Fräulein Ostenroth einmal darüber sprechen sollen“, sagte plötzlich Georg, als Camilla am allerwenigsten eine Rede von ihm erwartet hatte.

„Pst, die Güte. Die schlage nur die Hände zusammen und regte sich entweder auf oder rügte uns „ob solcher Gedanken“.

Aber sie ist doch schließlich der einzige Mensch, mit dem wir mal darüber reden könnten —

„Ach, ich weiß nicht.“

Sie hatten beide eine schlechte Nacht, die Ge-schwister, doch keiner gestand sie dem anderen an. Tiebrück war nicht mit am Frühstückstisch; die Klinik hatte ihn zu einem „schweren Fall“ gerufen. Fast waren die Kinder froh, sie hätten nicht genau gewußt, wie sie sich verhalten sollten.

„Sprichst du heute Abend mit Vater?“ forschte Camilla vorsichtig.

„Jedenfalls!“ antwortete Georg und machte ein kühles, sechliches Gesicht, ganz wie ein Mann. Unter der glatten Oberfläche seines Gesichts aber brannte sein junges, unerfahrenes Herz in Tränen.

Die beiden letzten Unterrichtsstunden an diesem Morgen waren dem Sport gewidmet. Der Lehrer schaute Georg aufmerksam an.

„Fehlt dir was, Tiebrück?“

„Schwere Kopfschmerzen, Herr Doktor.“

Noch einmal der prüfende Blick. Dann sagte der Lehrer: „Setze dich einatweilen zu Pasting auf die Bank.“

Pasting turnte selten mit Es war wiederholt vorgekommen, daß Günther Pasting einmüchtig geworden war, einmal am Beck, einmal am Barren. Zu ihm rutschte Georg mit einem gewöhnlichen Schwung über die Bank, ließ ihn an. Pasting klopfte das Buch zu, in dem er gelesen. Ein spöttisch-ver-möglicher Blick traf Georg.

Stadtzeitung

Nachher

Nein, man kann nicht sagen, daß es gemütlich oder bequem gewesen wäre in der Ecke, die wir notdürftig geschaffen hatten inmitten der stark zerstörten Wohnung. Noch hatte sie frisch im Gedächtnis das Bild dessen, was gewesen war. Aber es war trocken im Schutz der schrägen Wand unter der Treppe, wo jetzt der Tisch stand. Auch der Ofen brannte, zwar noch etwas qualmend, immerhin, er spendete Wärme. Man wird bescheiden. Der Krieg mit den Auswirkungen des Bombenterrors, die nun auch wir Wiesbadener so hart am eigenen Leibe spüren mußten, lehrt uns, die Grundelemente des Lebens wieder begreifen, erfassen und — spitz genug — schätzen. Wer wochenlang Wasser vom Hydranten nach Hause schleppt, wird sparsam damit und hütet es.

Wir waren müde, erschöpft, schmutzig. Mit schwarzen Fingernägeln, schundigen Händen und staubverfüllten Haaren saßen wir in der Runde und aßen die einfache schnell zubereitete Mahlzeit. Ein paar Nudeln, die wir aus dem umgestürzten Küchenschrank herausgeholt hatten und Obst. An die Papppe vor den Fenstern klopfte der häßliche verfluchte Regen, ab und zu rieselte Staub an der schrägen Wand herab. Wir sprachen wenig. Was hätten wir auch reden sollen. Jeder war mit eigenen Gedanken beschäftigt. Konversation, wie fremd schon das Wort klingt, ist heute kaum vonnöten. Wichtig ist, zu helfen, einzuspringen, zu arbeiten, da zu sein und sich nicht feige zu drücken. Es waren dies wieder einmal Tage, in denen sich die Geister schieden. Es ist schön, sagen zu dürfen, daß die Gemeinschaft der Wiesbadener sich in so vielen Fällen tapfer bewährte, daß sie halfen, wo es zu helfen galt. Darauf allein, nur noch darauf, kommt es heute an.

Später schafften wir weiter, schaufelten Schutt, fegten die Böden, spülten Geschirr, schlepten Wasser und brachten wenigstens einen Schimmer von Ordnung in das so jäh entstandene Chaos.

Nun, nachdem der erste große Schreck überwunden ist, wollen wir nicht mutlos sein. Oh, wir wissen, was es heißt, alles verloren zu haben, wir wissen, daß es nicht nachzufüllen ist, selbst beim besten Willen nicht, wir wissen, was es heißt, aus der gewohnten tätigen Ordnung geworfen zu werden. Aber wir wissen auch, was es bedeutet, trotz allem tapfer mit beiden Beinen auf dem Boden der Tatsachen und der Pflicht zu stehen. Wenig Bequemlichkeit, ja. Aber Haltung. Sie ist nötig, vor allem in solchen Tagen. A. Mr.

Die neue Anschrift hinterlassen!

Volksgeossen! Wenn ihr infolge Total- oder Teilschadens eure Wohnung verläßt, denkt daran, durch eine entsprechende Aufschrift am Haus mitzuteilen, wo ihr jetzt zu finden seid. Eine kurze Notiz mit Kreide oder Farbe an der Wand oder auf einem Pappschilde, die den Namen und die jetzige Unterkunft enthält, genügt.

Wieviel unnötige Sucharbeit Verwandter und Bekannter, die im Unterlassungsfall die eingerichteten Betreuungstellen der Ortsgruppen aufsuchen müssen, wird durch diese einfache Maßnahme erspart. Je weniger aber die parteiamtlichen Stellen durch solche unnötigen Arbeiten belastet werden, desto reibungsloser können die vordringlichen Aufgaben bewältigt werden.

Deshalb denkt daran: Name und jetzige Anschrift auf dem ehemaligen Wohnplatz vermerken.

Fahrbahnen von Glas säubern

Die durch die zahlreichen Glasschäden entstandenen Splitter und Scherben wurden im ersten Reinigungsschritt massenhaft auf Gehsteige und Fahrbahnen gekehrt, soweit sie nicht durch den Luftdruck schon auf die Straße geschleudert waren.

Da Glas für Autorreifen, Fahrradschläuche wie auch für die heute so wichtigen und knappen Schuhsohlen der Bevölkerung eine Gefahrenquelle ersten Ranges bedeutet, muß schnellstens und in aller Gründlichkeit dafür gesorgt werden, daß Glassplitter an Orten zur Aufbewahrung kommen — etwa Schuttschuppen abseits der Gehsteige und Fahrbahnen oder in Höfen —, wo sie keinen Schaden anrichten können.

Wir dürfen nicht nachlässig werden

Die pünktliche und sorgsamste Handhabung der Verdunkelung bleibt nach wie vor erste Pflicht jedes Volksgenossen. Immer noch sind in vielen Stadtteilen Fenster und Verdunkelung nicht richtig in Ordnung. Doppelte Vorsicht ist also geboten, denn Verdunkelungsünder gefährden die Gemeinschaft.

Arbeit als Lehrmeisterin Straßengefangener

Ein Generalstaatsanwalt und ein Strafanstaltsleiter berichten

Oft liest man, daß Kriegsverbrecher mit den härtesten Strafen, ja mit der Todesstrafe belegt werden. Diese strenge Disziplin, mit der jedes Vergehen gegen die Lebensgesetze des Volkes geahndet wird, könnte den Ansehens erwecken, als wäre das deutsche Recht erbarungslos. Doch zieht es nur aus Volkserfahrung und Volksempfinden seine Schlüsse, verwirklicht es nur den gesunden Sinn für das Vernünftige. Vernunft bedeutet in diesem Falle unerbittliche Strenge gegenüber jedem, der als Gewalt- oder Gewohnheitsverbrecher oder als Landesverräter das Mark des Volkskörpers bedroht. Vernunft bedeutet es auch, daß „Kriegstätern“ — gewissen Gefangenen, die mit Zuchthaus bestraft sind — im wehrpflichtigen Alter die während der Kriegszeit abgesessene Strafezeit nicht abgeschrieben und daß die Anrechnung der Zuchthausstrafe für diese Wehrwürdigen erst vom Tage des Kriegsendes an beginnt. Vernunft aber ist es schließlich auch, jeden Besserungsfähigen zielbewußt zu einem ehrlichen Leben und zu zielbewußter Arbeit zurückzuführen.

Bei „Gestrauchelten“, jenen Menschen, von denen die Justiz annimmt, daß ihre, wenn auch schwere Straftat bei entsprechender Erziehung einmalig bleibt, ist Bessern Leitsatz. Natürlich steht im Anfang und im Mittelpunkt als Sühne für begangenes Unrecht die Gefangenschaft und die Absonderung von allem, was dem Verurteilten wert und nahe war. Die Strenge der Verwahrung ist verschieden nach Art und Person des Gefangenen. Hinter dem vergitterten Fenster, in einer Einzelzelle soll der Gefangene erst einmal zur Besinnung kommen und fühlen, wie bitter es ist, wenn man gegen die Lebensgesetze seines Volkes verstößt.

Im Dienste der Erziehung der Straßengefangenen steht aber dann vor allem die Arbeit. Ihr Sinn ist vielfach: die Arbeitsleistung soll eine Art Widergutmachung sein; sie gilt als Erziehungsmittel zur Disziplin sich selbst und anderen gegenüber; sie soll die Straßengefangenen erleben lassen, wieviel Befriedigung in der Arbeit liegt; sie soll auch vermeiden, daß der Verurteilte nach verbüßter Strafe wegen mangelnder Ausbildung auf der Straße steht, wo er leicht zu neuen Untaten verleitet wird. Wenn ein Gefangener freikommt, ist er meist in irgendeinem Arbeitszweig ausgebildet. Jugendliche haben sogar die Möglichkeit, während ihrer Strafezeit Gesellenprüfungen abzulegen.

Im ganzen Straßenvollzug wird das Ehrgefühl der Gefangenen gestärkt. Heute ist der Straßenvollzug individuell: nichts mehr hängt von der Zeit ab, wie lange einer „sessen da“ ist — wie das früher der Fall war — aber alles vom gutem Willen des Straßengefangenen. Es gibt mehr Vergünstigungen als in früheren Zeiten, doch muß jede immer wieder neu verdient werden. Solche Vergünstigungen sind verschiedenartig, je nach Schwere und Höhe der Strafe, und geben etwa die Erlaubnis zu gehobener Arbeit oder zum Bezug von Fachzeitschriften und Zeitungen. Gefangene, die sich besonders bewähren, werden heute zu Obmannern über bestimmte Aufgaben oder über eine Anzahl anderer Gefangener gemacht und, unter entsprechender Aufsicht, zur Arbeit außerhalb der Strafanstalten eingesetzt.

Die praktischen Erfahrungen mit dieser sozialen Behandlung und nationalen Erziehung haben, wie ein Generalstaatsanwalt feststellte, gezeigt, daß der Arbeitsgeist der Straßengefangenen durchweg lebenswert ist und daß die Arbeitsleistungen steigende Tendenz haben. Sehr bewährt hat sich die berufsnah Beschäftigung und berufliche Aus- und Weiterbildung sowie die Arbeit außerhalb der Strafanstalten. Wie gut dieses System ist, sieht man u. a. daran, daß sich Straßengefangene besonders bei Luftangriffen in hervorragender Weise einsetzten, so daß ihnen oftmals gnadeweise ein Teil oder die ganze restliche Strafezeit erlassen wurde. Denn wenn einer sich erst einmal in den Arbeitsrhythmus einlebt, dann wird er sich, wenn er überhaupt besserungsfähig ist, auch nach der Entlassung bewähren. Rückfälle gehören zu den seltenen Ausnahmen.

Der Leiter einer der größten deutschen Strafanstalten, der sich um die neue Erziehung der Straßengefangenen Verdienste erwarb, Oberregierungsrat Dr. W., berichtete, daß er sich jeden Straßengefangenen bei der Einlieferung noch in Zivilkleidern vorstellen läßt. Aus Fragen und Antworten ergibt sich dann bereits die zweckmäßigste Beschäftigung während der Strafezeit. Dieser Anstaltsleiter bewegt sich auf dem weiten Wiesen-, Moor- und landwirtschaftlichen Gelände seiner Anstalt stets ohne Waffe, wie er versichert. Der Mann im Sträflingsanzug weiß, daß nicht ein „Stachanow“, sondern ein Mann über ihm steht, der ihm helfen will zurückzufinden zur Gemeinschaft des Volkes. G. D.

Richtig stehen will gelernt sein

Beine und Füße bei den Maschinen — Arbeit zeitweilig entlasten

Das lange Stehen, das leider oft noch mit Maschinenarbeit verbunden ist, wird oft recht beschwerlich. Es fällt jedoch viel leichter, wenn man richtig stehen lernt. Wenn man einmal mit Angehörigen der Wehrmacht oder des RAD spricht, so erklären sie uns, wie sie beim Postenstehen oft stundenlang ohne jegliches Unbehagen ruhig zu stehen vermögen. Die Füße stehen im Abstand von 10 bis 30 Zentimeter, je nach Bequemlichkeit, das hängt von der Körpergröße und den sonst möglichen Arbeitsbewegungen ab. Die Fußspitzen sind geradeaus gerichtet oder jedenfalls nur mit ganz geringer Abweichung nach außen gestellt. Die Beine sind dann vollkommen entspannt, in den Knien gestreckt, in der Hüfte etwas

wird aber dafür zeitweilig völlig entlastet. Starke und schwache Belastung im Winkel ist aber mindestens so gut, wenn nicht sogar besser, als dauernd anhaltende mittlere Belastung.

Alle diese Stellungen sind „passiv“, das heißt der Bewegungsapparat, die Muskeln, sind entspannt, und nur der Halteapparat, also die Bänder, werden beansprucht. Um nun auch den Bändern zeitweilige Ruhe zu gönnen, gibt es als weitere Abwechslung das „aktive“ Stehen. Dabei werden die Muskeln eingeschaltet. Man krallt dabei die Zehen an den Boden, das Fußgewölbe hebt sich, die Muskeln richten den Fuß auf und übernehmen den Halt, die Bänder selbst sind dann von aller Leistung befreit. Langatmer schalten am besten Perioden solchen aktiven Stehens zwischen die des passiven Stehens ein, um die Bänder nicht durch ununterbrochene Überanstrengung zu beanspruchen, denn sonst laufen sie Gefahr, gedehnt zu werden; es können Senk-, Knick-, Platt- oder Spreizfüße entstehen. Das aktive Stehen soll jedoch abwechslungsreich sein. Man bewegt also die Zehen, drückt sie auf den Boden, läßt dann wieder nach, steht wechselnd mal auf der Ferse des einen und im Vorderteil des anderen Fußes und umgekehrt. Auch die Knie werden bewegt. Es wird das aktive Stehen fast zum unauffälligen und vielseitigen „Gehen am Ort“, es ist also ein bewegtes Stehen.

Wenn man das Stehen richtig gelernt hat, wird das Arbeiten beispielsweise an der Maschine nicht mehr so ermüdend sein, da keinerlei Begleitsymptome mehr auftreten. D.

Kriegsgefangene festgenommen

Der 16jährige Artur Wilke, der nach bestandener Eignungsprüfung als Reklamegehilfe tätig war, bemerkte bei einem Reviergang zwölf aus einem Lager entwichene Kriegsgefangene, die er zunächst für Wülfen hielt. Seinen Anruf beantworteten sie mit einem Schuß, der aber den Jungen nur leicht streifte. Sein Schuß brachte darauf einen der Gefangenen zur Strecke. Die übrigen waren dadurch so eingeschüchtert, daß sie sich wieder festnehmen ließen. Dem mutigen jungen Mann hat der Gauleiter persönlich das Kriegsverdienstkreuz II. Klasse mit Schwertern überreicht.

Punkte für die Kleiderreparatur

Nur aufgerufene dürfen verwendet werden

Wer ein Kleid oder einen Mantel zur Reparatur einem Schneidermeister, einem Kleidergeschäft oder einem großen Bekleidungshaus bringt, darf seine Kleiderkarte nicht vergessen. Die Reparaturannahmestelle entscheidet nach sachgemäßer Prüfung, ob das schadhafte oder ausgewachsene Stück noch reparierbar ist und ob es sich lohnt, dafür Punkte zu opfern. Kann das Kleidungsstück durch teilweise Ergänzung, neue Taschen und Aermelvorstöße, neues Futter usw. wieder tragfähig gemacht werden, so werden die dafür nötigen Kleiderkartepunkte abgezogen. Der Reparaturbetrieb und der Schneidermeister dürfen dabei mehr Punkte abschneiden, als den Kunden für eine Reparatur im eigenen Hause zugestanden werden. Der Reparaturbetrieb darf also zur Instandsetzung der Kleidungsstücke mehr Stoff verwenden als der Haushalt. Selbstverständlich können in jedem Fall nur aufgerufene Punkte genommen werden.

Das OKH. gibt bekannt:

Eheschließungen vor dem Wehrmachtsrichter

Zur Klarstellung über die Möglichkeit der Eheschließung oder Ferntrauung Wehrmachtangehöriger wird in einer Verfügung des OKH. folgendes mitgeteilt: Truppenkommandeure bzw. Dienststellenleiter oder leitende Aerzte können keine Eheschließung beider Verlobter vornehmen, sondern lediglich zum Zwecke der Ferntrauung die einseitige Eheschließungserklärung des Wehrmachtangehörigen in Anwesenheit der Frau zur Übermittlung an das Standesamt entgegennehmen. Dagegen können vor dem Wehrmachtsrichter die Verlobten zusammen die Ehe schließen, aber nur im Ausland oder wenn im Inland ein Standesbeamter nicht vorhanden ist. Der Wehrmachtsrichter gilt dann als Standesbeamter. Ein Aufgebot findet in diesem Falle nicht statt.

Postkarten selbstgemacht

Viel Beförderungsräume wird durch sie eingespart.

Dem Privatmann steht jetzt fast nur noch die Postkarte für seine Nachrichten zur Verfügung. An Postkarten besteht kein Mangel. Nachdem vor etwa zwei Jahren der Druck von Ansichtskarten verboten wurde, beherrschen heute die Feldpostkarte, die Postkarte der Post mit eingedruckter Marke und die Firmenpostkarte das Feld der Postkarten. Die Ansichtskarten, die es heute noch im Handel gibt, stammen entweder aus alten Lagerbeständen oder sind aus dem Ausland eingeführt. Die Postkarte der Post wiegt 3g, die Firmenpostkarte je nach „Größe und Papiertüte bis zu 8 g. Es gehen also etwa 6 „amtliche“ Postkarten auf einen 20 g-Brief, wobei

Nur kleine und arme Geister glauben oder verbreiten Gerüchte! Der Tapfere und Kluge kämpft und arbeitet! Er weiß, daß Schwätzer keinen Krieg gewinnen können, sondern nur Glaubensstarke und Aufrechte den Sieg erstreiten.

jedoch zu berücksichtigen ist, daß ein 20 g-Brief in der Regel dieses Gewicht nicht erreicht.

Trotzdem lehrt der Vergleich, wie sehr durch eine Bevorratung der Postkarte vor dem Brief Beförderungsgewicht und Beförderungsräume eingespart werden. Sollte einmal ein Mangel an Postkarten eintreten, dann kann sich jeder seine Postkarte selbst herstellen. Es genügt dazu ein etwas festeres, kartonartiges Papier, das in der Postkartengröße 14,8X10,5 cm geschnitten sein muß. Die Anschrift muß auch auf der „privaten“ Postkarte wie bei der „amtlichen“ auf der rechten Vorderseite stehen, während der Absender auf der linken Vorderseite anzugeben ist. Das Wort „Postkarte“ darf jedoch fehlen.

Fahrstühle bei Fliegeralarm nicht benutzen

Bei Fliegeralarm muß jederzeit mit einer örtlichen Unterbrechung der Stromversorgung gerechnet werden. Es ist daher äußerst bedenklich, elektrische Fahrstühle zu benutzen, da sie bei Stromunterbrechungen sofort stehenbleiben. Wenn das Anhalten nicht zufällig gerade so erfolgt, daß ein Aussteigen noch möglich ist, sind die Benutzer für die Dauer der Stromunterbrechung in der Kabine eingeschlossen und dort hilflos allen Gefahren ausgesetzt.

Wann müssen wir verdunkeln:

8. Februar von 16.00 bis 7.30 Uhr

Geheimnisse der menschlichen Leistungskraft

Verantwortung statt Geld — Die rechte Größe des Aufgabenbereiches

Es ist ein Fehler vieler Menschen, daß sie sich wohl für den Psychologen, kaum aber für die Psychologie interessieren. Seine Entstehung ist zwar verständlich, da der Psychologe als Mensch besonders interessant, vielseitig und tiefgründig erscheint, während die Erkenntnisse der Psychologie schwer zu begreifen sind und durch lange Experimentalarbeiten und sehr richtiges Denken mühsam erworben werden müssen. Nichtsdestoweniger ist die heutige Psychologie und Psychotherapie außerordentlich leistungsfähig und gewinnbringend, wie man Ausführungen entnehmen konnte, die Professor L. H. Schulz, Berlin, einer unserer führenden Psychotherapeuten kürzlich auf Einladung der Presseabteilung der Reichsregierung einem interessierten Kreise vortragen konnte.

Es ging um das heute zentrale Problem: Mensch und Leistung; und Leistung wurde sehr richtig definiert als ein inneres Auseinandersetzen der Persönlichkeit mit dem Gesamtverlauf der Arbeit. Leib und Seele, also sowohl die biochemischen als auch die biologischen Lebensvorgänge, sind als Einheit am Schaffensprozeß beteiligt. Leistungshemmend sind in der Hauptsache die Erscheinungen Faulheit und Angst, leistungsfördernd sind Lohn und Stolz.

Faulheit ist sicher, ohne Scherz, eine der allgemeinsten menschlichen Eigenschaften. Und es ist erstaunlich, wie schwer sich etwa neue Gedanken bei der Trägheit des Denkprozesses im Durchschnittsmenschen durchsetzen. Faulheit ist jedem nahezu ein Grundprinzip der Natur, und es gibt kein Wesen auf unserer Erde, das — im menschlichen Sinne — arbeitet. Für eine Arbeitsleistung bedarf es also jeweils eines Anlasses. Vor vielen Entschlüssen haben die meisten Menschen jedoch Angst. Interessanterweise ist z. B. die Angst vor einer Operation bei der Mehrzahl geringer als die vor einem Examen, obwohl die Operation ja viel stärker an die vitale Existenz des Menschen geht als die nur den äußeren Lebensablauf beeinflussende

Prüfung. Aber immer da, wo sich der Mensch selbst beweisen muß, wo es darum geht, sich und seine Person der Kritik der Umwelt auszusetzen, hat er große Hemmungen, die überwunden werden müssen, um zur Leistung zu gelangen. Angst ist nur scheinbar eine rein psychische Erscheinung, sie drückt sich nämlich ausgesprochen auch im Körperlichen aus. Angst kommt von Enge. Eng wird der Darm, die Brust, der Hals; Angst macht unglücklich, ja unfähig. Eine gültige Leistung von einem in Angst befindlichen Menschen zu erwarten, ist unmöglich. Sind jedoch Angstzustände und die natürliche Trägheit erst überwunden, dann beginnt die wahrhafte Leistung.

Im Gegensatz zur Maschine, deren Teile durch Arbeit abgenutzt werden, sind die menschlichen Organe so eingerichtet, daß sie durch erhöhte Leistung zu größerer Leistungsfähigkeit gelangen. Der Mensch, der seinen Körper oft und anhaltend anspannt, bekommt starke Muskeln. Wer viel Musik hört, erhält ein immer feineres Gehör. Der Jäger, der stets aufmerksam durchs Gelände geht, sieht mehr als der Laie. Der Gelehrte, der ständig geschult denken muß, bekommt ein besseres Gedächtnis und eine exaktere Urteilskraft. Jeder Organismus also wird durch Gebrauch stärker. Es handelt sich deshalb nur darum, den richtigen Anreiz zu großen Leistungen zu schaffen und sie auch wirksam zu erhalten.

Nun zeigt sich bei genauer Untersuchungen, daß der Anreiz des Geldes bei weitem nicht so groß ist, wie man glaubt. Das Geld hat einen sehr relativen Wert und im Grunde kann man sich nichts Wichtiges dafür kaufen. Zwar hat es die Eigenschaft, dem Menschen Unannehmlichkeiten fernhalten zu helfen, aber es gelingt niemandem, sich durch Geld Gesundheit, Freude, die richtige Frau, überhaupt Glück zu verschaffen. Einen viel größeren Einfluß auf die Leistungsfähigkeit hat der Stolz, der ja ein Glücksgefühl

schaffen kann. Wir gestehen es uns selten ein, daß die Verantwortung, die Größe eines Aufgabenbereiches, die Selbständigkeit, das Lob und der Tadel auf unsere Arbeitskraft außerordentlich hohen Einfluß haben. Hier beginnt nämlich die Gesamtverantwortlichkeit ganz anders in den Mittelpunkt zu treten als beim Bewußtsein von der Höhe des Geldlohns.

Es wird deshalb das Ziel eines jeden führenden Menschen sein, seiner Gefolgschaft eine direkte Beziehung zu ihrer Arbeit zu vermitteln. Denn es gilt die Erkenntnis, daß produktives Schaffen nur möglich ist, wenn der Mensch sich und sein Werk liebt.

Hans-Hubert Gensert

Bücher für die Zivilbevölkerung

Der Einsatz aller schaffenden Deutschen im totalen Krieg, das Bedürfnis aller Bevölkerungsschichten, trotz der kriegsbedingten Schwierigkeiten der kulturellen Güter der Nation weiterhin im stärksten Maße teilhaftig zu sein, und der Wunsch nach Entspannung bei den schweren Belastungen des Luftkrieges lassen es als notwendig erscheinen, die Zivilbevölkerung beim Erwerb von Büchern gleichberechtigt neben den Soldaten zu stellen. Um den Bücherverkauf an das zivile Publikum zu erleichtern, hat die Reichsschrifttumskammer bekanntgegeben, daß in Zukunft mindestens 10 v. H. aller Auflagen schöngestaltigen, unterhaltenden, pädagogischen und populärwissenschaftlichen Schrifttums über den Buchhandel geliefert werden, während der Rest den Großbedarfssträngen, insbesondere der Wehrmacht einschließlich der Waffen-H. OT. usw. zur Verfügung gestellt wird.

Weit über Meer und Feindesland

Mehr als 100.000 Platten und Tonfolien liegen in dem Archiv des Rundfunks. Die Chronik dieses Krieges, der Lärm der ersten Schlachten, die Stimmen der gefallenen Helden und Kämpfer. Vieles davon ist zur Veröffentlichung einer späteren Zeit vorbehalten. Rund 25.000 Frontberichte alljährlich laufen über den Rundfunk. Über die Reichssender, die Soldatensender und in 17 Sprachen, auch über Richtstrahler. Sie geben einen Eindruck von dem gewaltigen Ringen unserer Soldaten und Kämpfer der Welt vom Heldenkampf unseres Volkes. So wie der Rundfunk Brücke zwischen Front und Heimat ist, so wird er in seinen zahlreichen Soldatensendern das berichtende Instrument für die Truppe selbst. Mehr

als 70.000 Folien wurden bis heute an die einzelnen Stationen versandt und vermittelten der kämpfenden Truppe Stunden der Entspannung, der Erbauung und auch der politischen Belehrung.

Über den Soldatensender aber läuft auch der Kameradschaftsdienst des deutschen Rundfunks. Das ist das Band, das noch zwischen der Heimat und jenen fern, von der Umwelt abgeschnittenen Stützpunkten besteht, in denen deutsche Soldaten befehlsgemäß ausharren. Zu ihnen kommen die Grüße ihrer Frauen und Mütter über den Äther, und über diesen Kameradschaftsdienst schicken auch die eingeschlossenen ihre Wünsche in die Heimat. Von den Druckschreibmitteln werden im Verlaufe von 34 Stunden rund 2500 durchgegeben. Nach Lorient und St. Nazaire, nach Dünkirchen, in die Aeghis, nach Kreta und in den hohen Norden. Brücke zwischen Front und Heimat. Mehr denn je ist das Heilmittel der Front. Mögen auch Tausende von Kilometern zwischen uns und unseren tapferen Kämpfern liegen. Sie hören uns, und wir hören sie. H. T.

Hans Bullerian 60 Jahre alt. Am 28. Januar wurde Hans Bullerian in Sondershausen geboren. Sein Vater war dort Kammermusiker an dem städtischen Orchester. Bullerians Begabung zeigte sich schon in jüngsten Jahren. Ohne ein Wunderkind zu sein, spielte er schon mit sechs Jahren Cello, Klavier und war während seiner Schulzeit, die er zum größten Teil an den deutschen Schulen zu Petersburg, Odessa und Kiew durchmachte, in den Orchestern mit tätig, die sein Vater dirigierte. Nach kurzem Studium in Berlin ging er für einige Jahre nach Brüssel, um dann sein Studium in einer Meisterklasse der Hochschule für Musik in Berlin zu beenden. Das kompositorische Schaffen Bullerians ist vielseitig. Unter anderem schrieb er bisher sieben Sinfonien, — er arbeitet z. Z. an seiner achten Sinfonie — die alle mit großem Erfolg aufgeführt wurden. Erinnert sei hier an seine zweite, die Stuck-Sinfonie, die er nach Gemälden des Meisters Stuck schuf, und die 1922 unter Professor Kraxelt im Deutschen Opernhaus uraufgeführt wurde. Ein Klavierkonzert, ein Cellokonzert, ein Violinkonzert, viele Kammermusikwerke, Chöre und Lieder vervollständigen das Schaffen Bullerians auf dem Gebiete der ersten Kunst. Er schrieb auch die „erste Fankoper „Steppen“, die 1934 von Köln aus uraufgeführt wurde und die er später zusammen mit seinem Lehnvater Hans Martin Cremer zu einer abendfüllenden Bühnenerstellung umgestaltete. An einer neuen Oper arbeitet er zur Zeit.

Stadtzeitung

Wofür wir kämpfen

Tief verachten wir jene dummen und schlechten Schwätzer, welche ohne Kenntnis der Geschichte und ohne Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen, der sich in der Geschichte offenbart uns Deutschen bewelsen möchten, wir müssen durchaus Schutz und Asche werden, worin andere Völker, damit ihnen ein schöneres Leben erblühe, ihren Samen streuen.

Was Gott in dem gewaltigen und geheimen Laufe der Zeiten will, ist uns oft verborgen, was wir wollen sollen, ist uns nicht verborgen, ist uns keine Minute ein Geheimnis: wir sollen unsere Liebe und unser Leben, das, wodurch wir Menschen sind, das, wodurch wir den ehrwürdigen Namen eines Volkes verdienen, bis in den Tod verteidigen und jene leeren und eiligen Toren nicht hören, die uns zu Schutt predigen möchten, weil ihre Seelen nichts als morscher und fauler Schutt sind.

Unser Haus, unsere Kinder, unsere Nachbarn, unser Land, unser Volk — die sollen wir über alles lieben und verteidigen, so lieben und so verteidigen wir auch die Länder und Völker am besten.

Was wir Jahrhunderte, ja Jahrtausende besessen haben: Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Redlichkeit, Tapferkeit, Freiheit; was wir geschaffen haben: Gesetz, Sitte, Wissenschaft, Kunst — das ist unser Vaterland, das ist unser Deutschland, das nennen wir unser Vaterland, unser deutsches Vaterland und das wollen wir erhalten. Dafür ziehen unsere Jünglinge jetzt ins Feld und streiten, wie ihre Väter, die Cherusker und Marsen und Katten, weiland stritten, und sterben wie sie.

Ernst Moritz Arndt.

Achtung! Betrifft Kerzenabgabe

Jeder Haushalt ohne Licht, erhält in den einschlägigen Geschäften eine Normkerze oder die entsprechende Anzahl kleinerer Kerzen. Vorzulegen ist der gelbe Haushaltsausweis für die Lebensmittelversorgung. Die Kleinverleiher haben zum Nachweis der erfolgten Warenabgabe das Feld 121 mit Tintenstift zu durchkreuzen. Mißbräuchlicher Warenbezug ist strafbar.

Wiesbaden, den 6. Februar 1945

Der Oberbürgermeister (Wirtschaftsamt)

Unbedingte Einsatzbereitschaft

7200 Werkfrauengruppen leisten Hilfe

Zur Ausrichtung der Werkfrauengruppen auf die in der gegenwärtigen Stunde vordringlichen Arbeiten wurden die Gaubeauftragten unter Leitung der Reichsbeauftragten zu einem Lehrgang zusammengezogen. Wie von der Deutschen Arbeitsfront hierzu mitgeteilt wird, haben die Gaubeauftragten die Aufgabe, nach den jeweiligen Arbeitsbedingungen ihres Gaues neue Gruppen zu bilden und die schon bestehenden Werkfrauengruppen in ihrer betrieblichen Arbeit zu fördern. Die wichtigsten Kriegsaufgaben der Werkfrauengruppen sind ihr politischer Auftrag, die Förderung der Arbeitsleistung und die kameradschaftliche Hilfe für die Angehörigen der Betriebsgemeinschaft, vor allem im Luftterror. Zur Zeit bestehen rund 7200 Werkfrauengruppen mit 120 000 Mitgliedern, die ihre durch die Kriegsanforderungen vermehrten Pflichten mit unbedingter Einsatzbereitschaft erfüllen. Hiervon konnte sich am Schluß des Lehrgangs auch die Reichsfrauenführerin und Amtsleiterin des Frauenamtes der DAF, überzeugen, als sie sich Bericht erstatten ließ.

Die Kartoffelfelration ab 5. Februar 1945

Mit Beginn der 72. Zuteilungsperiode (ab 5. Febr. 1945) wird der gegen Vorlage des Bezugsausweises für Speisekartoffeln auszugebende Wochensatz für Speisekartoffeln um 1/2 kg herabgesetzt. Ebenso werden die eingekellerten Mengen dadurch dem neuen Wochensatz angepaßt, daß sie eine entsprechend längere Zeit reichen müssen. Daher werden Versorgungsberechtigte, die 150 kg eingekellert haben, verpflichtet, von ihren Vorräten 25 kg Speisekartoffeln wieder abzugeben. Eine Einkellierung von Speisekartoffeln darf nicht mehr vorgenommen werden; es können Speisekartoffeln also nur noch laufend gegen Abtrennung des jeweils gültigen Wochenabschnittes bezogen werden. Im einzelnen wird auf die Bekanntmachungen der Landesernährungsämter hingewiesen.

Diese Regelung wird notwendig infolge der Schwierigkeiten im Transportwesen, die sich bei der Kartoffel als Massengut besonders auswirken. Es soll durch diese Regelung erreicht werden, daß jeder Verbraucher zu jeder Zeit mit Speisekartoffeln versorgt ist, wenn auch in kleinerer Menge als bisher.

Wann müssen wir verdunkeln:

7. Februar von 16.57 bis 7.31 Uhr

Unzerstörbares Erinnerungsbild

Dem Kind war die Stadt ein Wunder, Strahlendes großes Erlebnis. Fremde Straßen mit glitzernden Lichterflecken auf regenpoliertem Asphalt, Blumen in bunter Fülle auf Inseln stiller Wiesen im ratternden Malstrom lärmenden Verkehrs, breite Häuser in verwachsenem Gelb oder Grau mit Erkern, Säulen und Balkonen, im Winter schneeeüberkrustet mit in der Sonne glitzernden Dachhauben, ein dämmeriger Gang der in das große Kaffeehaus führte, in das der Großvater es mitzunehmen pflegte, Marmortische mit runden Platten, Geruch von warmem Kuchen, Stimmengewirr, Lachen, erregte Musik. Berausende Welt der Großen. Eine Fülle wirrer, bunter Eindrücke blieb dem Gedächtnis, die durcheinandergeschüttelt gleich den Steinen eines Kaleidoskops immer neue Bilder ergaben. Mit dem Großvater nach Wiesbaden fahren dürfen, bedeutete herzklopfende Freude.

Die Halbwüchsige Sechzehnjährige erlebte im Deutschen Theater eine ganz andere Seite der Stadt. Ihr aus reicher Tradition ehrwürdiges kulturelles Antlitz, Brennend erfüllt vom Hunger nach künstlerischem Erleben saß sie neben der gleichaltrigen Freundin hoch oben auf dem Olymp. Zum erstenmal im Wiesbadener Theater, wer kann ermessen, was das für die beiden bedeutete. Sie saßen und sahen sich um in dem hohen Raum, dessen wilhelminisch etwas überladenen Prunk aus unzähligen Lichtern Festlichkeit entströmte. Verdis „La Traviata“ gab es in einer Vormittagsvorstellung. Sie war vielleicht nicht einmal außergewöhnlich gut, die beiden jungen Menschen aber waren wie trunken davon. Viel sahen sie später in dem nun vertrauten und geliebten Theater, die Werke klassischer und moderner Schauspielkunst, Opern, deren satte Klangfülle in gleichsam einhellenden Wellen durch das ganze Haus schlugen, Operetten, Tanzabende, Gastspiele fremder Bühnen.

In einer kleinen Konditorei in der Langgasse saß vor einigen Jahren die angehende Schriftleiterin und wartete die Zeit ab, bis zu der sie auf die Schriftleitung bestellt war. Es war still in dem stubenähnlichen Raum, irgendwo klapperten Tassen, das Mädchen hinter der Theke häkelte. Ueberrascht prägte sich jede Kleinigkeit der angespannten Sinnen ein. Weniges später ging sie durch die Stadt,

die vielleicht ihre zweite Heimat werden sollte. Sie sah und fühlte alles ganz nah und unmittelbar. Auf eigenen Füßen stand sie der Stadt gegenüber, in deren Alltag sie noch nicht aufgenommen war.

Dann kam die schöne, arbeitsreiche Tätigkeit bei der Zeitung, wo endlich alle bislang unerfüllten Wünsche Wirklichkeit wurden. Langsam sah sie das echte Antlitz der Stadt, wie es nur dem sich offenbart, der inmitten ihrer Gemeinschaft lebt. Sie lernte vieles kennen. Abseitige Straßen, steil und eng mit heimeligen Häusern, alte Gassen mit kleinen Läden, große Fabriken, Lazarette, Handwerksstuben, Geschäftshäuser, Kunststätten, Nähstuben, Sammelstellen, Büchereien, die vielfältigsten Schattierungen aller Zweige menschlicher Tätigkeit. So vieles bot sich dem Auge an Schöner. Der Schloßplatz mit Rathaus, Marktkirche und Mädchenschule, die Wilhelmstraße im Sommer, wenn um Kurhaus und Theater alles in Blüte stand, die Reisinger-Anlage mit ihren gepflegten Rabatten und Wandelgängen. Doch nicht nur das Glänzende war Auge und Sinnen lieb und vertraut geworden, auch die alten Häuser in der Wagemannstraße etwa, das Schaufenster des muffigen enghäutigen Antiquitätenlädchens, eine Häuserfront vom Alter gezeichnet wie ein freundliches müdes Gesicht. Schließlich die Räume der Arbeit, die ein paar Bilder an den Wänden, Bücher auf dem Tisch und Sommers blühende Blumen in einer bauchigen Vase wohllich machten.

Es ist schwer, von der geschändeten rauchüberzogenen gequälten Stadt, wie sie am Sonnabend vor uns allen lag, zu schreiben. Von dem Leid ihrer Menschen, von den Häusergespenstern, die aus dem infernalischen Erlebnis der Nacht in den graudünen Tag ragten, von den Tränen, der Verzweiflung, dem Sterben. Denn wir lieben unsere Stadt, wir sind nicht wurzellos, wir Städter, wir hängen an ihren Häusern, Straßen und Plätzen wie der Bauer an seiner Scholle. Sie ist unsere Heimat, um die wir ringen.

Eine andere Stadt wird es sein, die jetzt, wenn Rauch und Qualm endgültig sich verzogen haben, vor uns liegt. Eine Frontstadt. Eines wissen wir von ihr. Sie hat sich bewährt und wird sich weiter bewähren.

A. Mf.

„Glauben, gehorchen, kämpfen“

Vom Geist des Volkssturms — Das Vorbild des Zugführers

In diesen Tagen stehen überall die Einheiten des deutschen Volkssturms an der bedrohten Ostgrenze des Reiches. Alt und jung, Männer ohne Unterschied von Rang und Stand, haben sich in dem heiligen Gelöbnis vereinigt, den deutschen Boden und damit die deutsche Freiheit bis zum letzten Atemzug gegen die bolschewistische Flut zu verteidigen.

Die Wochen der Ausbildung haben diese Männer schon einander nähergebracht. Sie sind eins geworden mit ihren Führern, die ihnen zugleich Vorbild geworden sind. Da ist z. B. der Zugführer F. Mit 61 Jahren war er der Motor des Volkssturmslehrgangs. Am zweiten Tag sahen die Ausbilder, daß er linksseitig eine Amprothese trug. Aber nichts sollte dem Vizefeldwebel des Ersten Weltkrieges, der in der Hölle von Verdun seinen Arm verloren hatte, davon abhalten, wieder dabei zu sein, wenn das ganze Volk aufgerufen ist. Zu deutlich sind ihm die Bilder des 1. Weltkrieges und der folgenden Notjahre gegenwärtig. Er weiß um den Wandel, der eintrat, als der friedliche Aufbau des Führers begann. Zu genau kennt er die Absichten des Feindes, die Auflösung des deutschen Volkes schlechthin. Für dieses Deutschland,

für das sich der Einarmige nun ein zweitesmal bereitstellt, fielen an der Reiches Grenzen im Osten seine beiden Söhne unter den Trümmern des feindlichen Bombenterrors die Frau und Lebensgefährtin. Das Schicksal hat diesen Mann wahrlich nicht auf Rosen gebettet, und doch ist er wieder Vorbild. Das ist der Geist des deutschen Volkssturms.

Am letzten Tag des Lehrgangs hat der Zug im Rahmen einer Uebung den Auftrag, einen Panzerdurchbruch abzuriegeln. Die Volkssturmmänner liegen in ihren Schützenlöchern, Panzerfäuste in den Händen. Sechs von den acht anrollenden Kolossen werden getroffen. Die Ausbildung hat sich gelohnt. Als sie in die Unterkünfte zurückmarschieren, klingt das Lied: „Nur der Freiheit gehört unser Leben“, wie ein Bekenntnis.

Was noch vor wenigen Wochen Uebung war, ist heute schon blutiger Ernst. Tag für Tag berichtet das OKW. von dem Heldentum deutscher Volkssturmmänner im Osten. Unter der Losung „Glauben, gehorchen, kämpfen“, sind sie angetreten, und in diesem Geiste werden sie ihren heiligen Kampf führen, bis der Ansturm der Steppe gebrochen ist.

Der „gewöhnliche Aufenthalt“

Er steht im Mittelpunkt des Daseins

Die Frage des Wohnsitzes ist von ausschlaggebender Bedeutung für die Zuständigkeit der Gerichte. Da sich nun aber die einschlägigen Vorschriften im Altreich und in den Alpen- und Donaugauen nicht ganz decken, ist der Begriff des gewöhnlichen Aufenthaltes entwickelt worden.

Zu diesem Begriff nimmt das Reichsgericht in einem grundsätzlichen Urteil klärend wie folgt Stellung: Unter gewöhnlichem Aufenthalt ist der Ort zu verstehen, an dem jemand ständig oder wenigstens für längere Zeit, wenn auch nicht ununterbrochen, sich aufzuhalten pflegt, insbesondere den Mittelpunkt seines Daseins hat. Die Einziehung zum Wehrdienst ist ohne Rücksicht darauf, wie lange sie dauert, nur als eine vorübergehende Abwesenheit aufzufassen.

sehen besserte sich. Jede freie Minute widmete Tiebrück seinen Kindern, doch nahm er jetzt jeden Dienstag und Freitag Einladungen an, wie er den Kindern sagte. Sie schickten sich darin, denn sie waren klug und dankbar genug, um einzusehen, daß der Vater neben seiner anstrengenden Arbeit Ausspannung notwendig brauchte. In Wirklichkeit jedoch verbrachte Tiebrück diese Abende nur noch mit Romani. Zu ihr hatte er auch seine häuslichen und erzieherischen Sorgen getragen. Ueberhaupt gab sie aus ihrem faulichen Gefühl heraus ihm manchen wertvollen Wink, der sein Empfinden bestärkte, daß sie die passende Frau für sein Haus sei. Daß er sie von Tag zu Tag stärker zu lieben begann, ließ er erst in zweiter Linie gelten; er war klug genug, den guten Kameraden, dann erst die Geliebte zu suchen. So hatte er sich ihr bisher auch noch nicht erklärt, obgleich sie beide wußten, was zwischen ihnen unaussprechlich schwang. Erst, wenn es an der Zeit war, wollte Tiebrück mit seinen Kindern über die bevorstehende Änderung in seinem Hause sprechen und ihnen die Frau vorstellen, zu der sie hinfür Mutter sagen sollten. Aber da geschah etwas, das ihn zwang, eher zu ihnen zu sprechen, als er beabsichtigt hatte.

Eines Abends rief Camilla aus einem nichtigen Grunde bei Westpfahls an, in deren Hause sie ihren Vater vermutete, und bat, ihn sprechen zu können. Dort wurde ihr die Mitteilung, daß Professor Tiebrück nicht im Hause sei und heute auch nicht erwartet werde. Darauf rief Camilla bei anderen Bekannten an, von denen sie annahm, daß der Vater bei ihnen weilen könne; aber auch hier bekam sie verneinende Antwort. Nun ließ sich das aufgeregte Mädchen sogar herbei, einige Gasthäuser anzurufen, beispielsweise das, in dem der Jagdklub tagte. Vater war nicht zu erreichen. Georg kam dazu, als Camilla hilflos und in Tränen aufgelöst vor dem aufgelegten Hörer saß.

„Was ist denn mit dir los?“ fragte er. „Kannst du dir das denken, Org? Vater ist nirgends zu erreichen.“ Der Junge machte ein verblüfftes Gesicht. „Was willst du denn schon wieder von dem geplagten Mann?“ Bei seinen hingeworfenen Worten begannen ihre Augen groß und feindselig zu blitzen.

„Was ist denn mit dir los?“ fragte er. „Kannst du dir das denken, Org? Vater ist nirgends zu erreichen.“ Der Junge machte ein verblüfftes Gesicht. „Was willst du denn schon wieder von dem geplagten Mann?“ Bei seinen hingeworfenen Worten begannen ihre Augen groß und feindselig zu blitzen.

„Was ist denn mit dir los?“ fragte er. „Kannst du dir das denken, Org? Vater ist nirgends zu erreichen.“ Der Junge machte ein verblüfftes Gesicht. „Was willst du denn schon wieder von dem geplagten Mann?“ Bei seinen hingeworfenen Worten begannen ihre Augen groß und feindselig zu blitzen.

Der Handel mit Tabakwaren

Vollbewirtschaftung statt Kontingentsystem

Durch eine Anordnung des Reichsbeauftragten für Tabak und Kaffee vom 24. Januar 1945 ist mit Zustimmung des Reichswirtschaftsministeriums eine Neuordnung des Handels mit Tabakwaren aller Art erfolgt, die mit sofortiger Wirkung in Kraft tritt. An die Stelle des bisherigen Kontingentsystems tritt nunmehr die Vollbewirtschaftung. Die Versorgung der Verbraucher durch die Tabakwarenverkaufsstellen wird durch diese Verfügung nicht berührt.

Nach der Anordnung des Reichsbeauftragten dürfen Tabakwarenhändler und Hersteller ab 5. Februar Tabakwaren nur gegen Tabakwiederbezugsmarken beziehen oder an Wiederverkäufer liefern. Tabakwiederbezugsmarken werden von den beauftragten Dienststellen der Reichsfinanzverwaltung gegen die von den Tabakwarenverkaufsstellen abgelieferten Raucherkartenabschnitte und Rauchermarken ausgegeben. Die Raucherkartenabschnitte und Rauchermarken sind an das für den Sitz der Verkaufsstelle zuständige Wirtschaftsamt abzuliefern. Es werden Tabakwiederbezugsmarken für Zigaretten (in roter Farbe), Rauchtobak (in grüner Farbe), Zigarren (in brauner Farbe) ausgegeben. Kau- und Schnupftabak können auf jede der vorstehenden Tabakwiederbezugsmarken geliefert und bezogen werden. Die Tabakwiederbezugsmarken lauten auf 10, 25, 50, 100 und 1000 Abschnitte. Raucherkartenabschnitte und Rauchermarken werden in Tabakwiederbezugsmarken der einzelnen Tabakwarenhändler jeweils nach Maßgabe des von der Reichsstelle Tabak und Kaffee für die einzelnen Landeswirtschaftsbezirke festgesetzten Verhältnissatzes umgetauscht.

Die Bewirtschaftungsstellen des Reichsbeauftragten, die Fachuntergruppen Zigarettenindustrie, Rauch-, Kau- und Schnupftabakindustrie, Zigarrenindustrie und die Gruppen Arbeitsgemeinschaft Tabak und Tabakwaren in der Reichsgruppe Handel haben unter dem gleichen Datum mit gleicher Wirkung die zur Durchführung dieser Anordnung erforderlichen Anweisungen erlassen.

Bestrafte Rundfunkverbrecher

Zweimal auf Zuchthaus erkannt

Die Hetz- und Lügenpropaganda der Feindseite ist ein heimtückisches Kampfmittel, das mit dem Verbot des Abhörens ausländischer Sender und mit den schweren Strafbestimmungen der Verordnung über außerordentliche Rundfunkmaßnahmen vom 1. September 1939 abgewehrt wird.

In verwerflicher Einsichtslosigkeit glauben einzelne Volksgenossen zuweilen immer noch, die für das Wohl der Volksgemeinschaft und zur erfolgreichen Bekämpfung feindlicher Niedertracht erlassenen Kriegsgesetze eigenmächtig umgehen zu dürfen. Sie haben die für die Rundfunkverbrechen angemessenen nachdrücklichen Strafen zu erwarten. Das Sondergericht in Darmstadt verurteilte dementsprechend den bisher unbestraften 36jährigen Kaufmann Valentin Land aus Darmstadt-Heiligen zu zwei Jahren Zuchthaus und zwei Jahren Ehrverlust, weil er sich längere Zeit hindurch unter absichtlicher Mißachtung der Abhörverbote in den Nachrichtenendienst ausländischer, darunter auch feindlicher Sender eingeschaltet hatte. Die zu seinem Bekanntenkreis gehörende 36jährige Ehefrau Marie Kröbner aus Darmstadt wurde bereits einige Zeit zuvor wegen eines gleichartigen, jedoch minder umfangreichen Verbrechens zu einem Jahr und zwei Monaten Zuchthaus verurteilt. Die in beiden Fällen mißbräuchlich benutzten Rundfunkempfangsgeräte wurden eingezogen.

Die Staatliche Ingenieurschule, Frankfurt/Main gibt bekannt: Eröffnung des Sommersemesters am 15. März 1945. Beginn der Ausleseprüfung für beide Abteilungen (Maschinenbau und Elektrotechnik) am Donnerstag, den 1. März 1945, um 9 Uhr. Anmeldungen sind baldmöglichst im Sekretariat der Schule einzureichen. Anmeldevordruck und Merkblätter werden auf Anforderung brieflich zugesandt.

Diebstahlige Hausangestellte. Eine Hausangestellte bestahl ihren Arbeitgeber um Zigaretten. Als das Fehlen der Rauchwaren festgestellt wurde und die Hausangestellte zur Rede gestellt, den Diebstahl leugnete, kam es zu einer Hausdurchsuchung, bei der auch ein Besteck zum Vorschein kam, das sie auf ihrer vorangegangenen Stelle entwendet hatte. Wegen dieser beiden Diebstähle verurteilte sie der Amtsrichter zu einer Gefängnisstrafe von zwei Wochen.

Verlagsleiter: L. Alstadt, Hauptschriftleiter: Fr. Günther (krank), stellv. Hauptschriftleiter und Chef vom Dienst: K. Kreuter, alle Wiesbaden. — Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 1. — Verlag u. Druck: Wiesbadener Zeitung Schneider u. Co., KG. — RPK 1/172 —

Kamerad Mutter

Roman von

Christel Broehl-Dehaes

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Moister, Warschau.

(5. Fortsetzung)

Tiebrück barg den Kopf in die Hände. Schimmernd und unwirklich an einem hellen Horizont stand das nächtliche Erlebnis mit Romana Parhoff und war nicht niedergeschlagen worden von dem neuerlichen Zwischenfall. Wenn diese Frau in seinem Hause wohnen würde... Ihr entginge es nicht, was die Kinder taten und ließen. Sie würde ein gültiges und warmes Auge haben. Und dann dachte er in einem brennenden Gefühl der Leidenschaft an ihre Schönheit und Reife, sie erschien ihm als Kamerad und Geliebte und immer schön und begehrenswert.

Er erhob sich und drehte den Lichtschalter ab, damit Georg nicht ängstlich werde. Dann setzte er sich in den Sessel, in dem vorhin Camilla gehockt hatte, aber er war weit entfernt davon, jetzt schlafen zu können. Er brauchte auch nicht einmal mehr lange zu warten. Ein Schlüssel schob sich vorsichtig ein, bald darauf knirschte die Haustür ein wenig, war geöffnet worden, und schloß sich wieder. Tiebrück legte die Hand an den Lichtschalter und drehte an. Vollkommen überrascht, nur wenig erschrocken, blickte Georg seinen Vater an, aber keiner von beiden sprach ein Wort, bis Tiebrück es aus sich herausholte:

„Wo warst du, mein Junge?“ Wäre diese Frage nur um ein wenig schärfer gewesen, so würde Georg mit Trotz geantwortet haben; so aber entwarfte ihn die Güte der Worte. „Ich war —“ sagte er, „ich war —“ und ärgerte sich, daß er stammelte, setzte mutig an und richtete schließlich aus: „Nun, Vater, ich war mit anderen Jüngens verabredet; wir haben einen harmlosen Zug durch die Gemeinde gemacht.“

Tiebrück beobachtete seinen Jungen genau. Georg gab ihm einen offenen Blick seiner Augen und Tiebrück mochte nicht leugnen, daß ihn dieser entwarfte und beruhigte.

„Ich will hoffen, daß du ehrlich mit mir sprichst“, sagte er, „warum hast du gestern Abend nichts davon gesagt?“

„Milla war dabei. Sie kann sich ja immer so aufregen.“

„Wenn man nichts zu verbergen hat, soll man alles sagen. Und du sagst, daß du nichts zu verbergen hast.“

Nun stieg Röte in Georgs Stirn, aber sein Gesicht büßte nichts von seiner fast unschuldsvollen Schönheit ein. Tiebrück erkannte darin die schöne Scham desjenigen, der sich nicht ganz bewährte, obwohl man es von ihm erwartet hatte.

„Vater, ich —“ es fiel ihm schwer, zu sprechen. Tiebrück trat nahe an seinen Jungen heran. In seinen Augen leuchtete etwas.

„Ich will nichts wissen für diesmal, Georg, du brauchst dich nicht anzustrengen. Nur eins will ich dir sagen: daß ich von dir erwarte, daß du immer die Wahrheit zu mir sprichst. Und dann: zum nächsten Umherstreifen bist du zu jung, viel zu jung. Das kommt erst später, merke dir das, mein Junge. Geh nun zu Bett!“

Georg streckte die Hand aus und sein Gesicht suchte dabei ängstlich das des Vaters. Tiebrück, in einer reichen Gebelune, nahm Georgs Hand an und drückte sie warm.

„Sorge dafür, daß ich nie das Vertrauen zu euch verliere! Du weißt, daß ich euer Kamerad bin.“

„Vater —“ Georgs Stimme zitterte. Dem großen Jungen saßen Tränen der Scham in der Kehle; er zwang sie hinunter.

Nebeneinander gingen sie über die Treppe, und Tiebrück hatte den Arm um Georgs Schulter gelegt. „Bist doch mein Großer, nicht wahr?“

In seinem Zimmer warf sich Georg über sein Bett und endlich heute er wie ein kleiner Schulbub.

Wenn jetzt die anderen Jüngens nächtliche Streifzüge verabredeten, bis Georg die Zähne zusammen und lehnte ab. Sie nannten ihn deshalb einen „Tugendhelden“ und machten ihn zum Gespött, aber er nahm Haltung an und allmählich respektierten sie ihn, obwohl er sich ausschloß. Seine Arbeiten wurden besser, er trieb mehr Sport, sogar sein Aus-

(Fortsetzung folgt)